

ELISA MILLER

WOLFS PRINZESSIN

STURZ INS FEUER

Inhaltswarnung

Sei dir bewusst, dass die Welt, die du betrittst, nicht friedlich ist.
Sie ist voller Gewalt, Leiden und Tod.

Wer sich nicht unversehens diesen Schrecknissen gegenübersehen
will, findet hier einen allgemeinen und am Ende des Buches ei-
nen spezifischeren Wegweiser.

Ableismus und ableistische Sprache • Alkohol • Blut • Demenz • Geburt und
Schwangerschaft, Totgeburten und Fehlgeburten, Abtreibungen • Gewalt gegen
Erwachsene, Kinder und Tiere • Fremdenfeindlichkeit • Krankheit • Misogynie
und Sexismus • Mord • Tod wichtiger Figuren und Tod von Kindern • Saneis-
mus und saneistische Sprache • Sex (erwähnt oder Fade-out, keine expliziten
Perspektivszenen) • Sexarbeit • Zwangsheirat

Leserin! – Leser! – Wie dem auch sei!

Dies ist der zweite Teil des Romans »Wolfsprinzessin« von Elisa Miller.

Solltest du nicht dem Ruf des Mondes hierher gefolgt sein, wirst du vielleicht erfreut sein zu erfahren, dass sich am Ende des Buches ein Figurenverzeichnis befindet.

Aber erlaube mir, dich, ehe du in die Geschichte eintrittst, wo du hingehörst, zu beglückwünschen oder zu trösten.

Sollte dich jemand – vielleicht die Autorin oder eine Person, die du dafür halten magst – zu dieser verwegenen Vorgehensweise angestiftet haben oder solltest du selbst auf die Idee gekommen sein, lass mich dir zu deiner literarischen Kühnheit gratulieren. Deine offenkundige Offenheit für Unkonventionelles kommt diesem Text sehr zupass.

Solltest du hingegen versehentlich zuerst zu Teil 2 gegriffen haben, sei unbesorgt. Der Geschichte ist es gleich, ob du artig dem linearen Pfad der Schriftzeichen folgst. Es steht dir frei, diesen Weg weiterzugehen, wenn du bereit bist, die Leerstellen zu genießen oder wenigstens zu akzeptieren, die sich für dich auftun könnten.

Noch kannst du umkehren, Leser, um einige der Figuren zunächst in »Ruf des Mondes« kennenzulernen. Darunter auch ein paar, die hier gar nicht mehr oder erst spät persönlich auftreten werden. Oder du wagst das Abenteuer und verwandelst so – durch die Macht deiner Lektüre! – den ersten Teil in ein Prequel. Warum nicht?

Du fragst, wer ich bin? Ich bin nur eine Stimme.

XV

BURG RABENFURTH

*Es mag der kalte Fels, verächtlich schmähend,
herabsehen auf die flussumspülten Mauern,
so bleibt sie doch der trotzig treue Wächter unsrer Lande,
Vasall des Wolfenthrons und Stolz ihrer Erbauer.*

Das Pferd zitterte. Sein Atem dampfte im grauen Licht des rasch verdämmernden Tages. Der Winter war lang und das Wasser des Flusses eiskalt, doch es gab Traditionen zwischen Rabenfurth und Kaltensteyn, die keine Rücksicht auf die Jahreszeiten nehmen konnten. Er warf einen Blick zurück zu der hochgelegenen Burg am anderen Flussufer. Sein Großvater, dem Rabenfurth gegeben worden war, nachdem die vormaligen Herren sich aus dem Staub gemacht hatten, als es ihnen zu ungemütlich wurde, hatte bis an sein Lebensende darüber gemurrt, dass die Kaltensteyns auf sie herabsahen. Aber Jerem hätte nicht tauschen mögen. Unter den Frauen der Grenzmarken gab es ein geflügeltes Wort, *den Fluss Richtung Süden überqueren*, das sie einander sagten, wenn eine von ihnen nach Ferredos verheiratet wurde. Auch Jerem zog es vor, den Fluss Richtung Norden zu überqueren.

Er gab sich mit einem Pfiff zu erkennen. Die Wache kam an die Brüstung und bedeutete ihm mit einem Nicken, dass man das Tor öffnen würde. Zurzeit waren nur wenige Männer auf der Burg. Er erkannte jeden von ihnen selbst von Weitem und bei Dämmerung an ihrem Gang und der Art, wie sie den Kopf wandten.



Rabenfurth war ein Verteidigungsbau, weniger wohnlich als trutzig, und Jerem lebte im Bewusstsein der Verantwortung, die er damit trug. Zugleich empfand er eine Art Zärtlichkeit für seine Burg und liebte jeden Winkel.

Er führte das Pferd zu den Stallungen. Der Stallmeister kam pflichtschuldig herbeigeeilt, doch Jerem winkte ab. Der Mann war so alt, dass Jerem, der sich mit seinen über vierzig Jahren auch nicht mehr ganz jung fühlte, sich neben ihm kraftvoll vorkam wie ein halbstarker Bursche. Er würde sich die beiden Stallungen mal vornehmen müssen. Sie waren zwar noch halbe Kinder, aber es wurde Zeit, dass sie lernten, die Verantwortung zu übernehmen. Für den Augenblick jedoch führte er das Pferd selbst in den Stall, nahm Sattel und Zaumzeug ab, rieb das Tier gründlich trocken und überlegte währenddessen, ob er gleich in die Halle gehen sollte, wo er sicher lebhaftes Treiben vorfinden würde, oder sich lieber zurückziehen wollte. Beides – Einsamkeit wie Gesellschaft – erschien ihm bedrückend und verlockend zugleich, nach der düsteren Stimmung auf Kaltensteyn. Er beendete seine Arbeit und begab sich zum Wohnturm.

Zu seinem Erstaunen fand er Saramila und Monia im schwindenden Licht noch bei der Arbeit. Monia saß auf der Fensterbank und säumte irgendein kleines Kleidungsstück. Jedes Mal, wenn Jerem für ein paar Tage fortmusste, freute er sich bei ihrem Anblick doppelt, über sie und über das Kind, das sie erwarteten. Saramila saß am Webstuhl. Ruhig, aber zügig führte sie Schiffchen und Kamm und hob lediglich kurz den Blick, als er eintrat. »Willkommen zu Hause«, sagte sie lächelnd.

Schweigend fuhren beide in ihrer Arbeit fort, bis Jerem seine Reisekleider abgelegt hatte und Monia gegenüber auf die Fensterbank sank. Das leise Klappern des Webstuhls verstummte, und Monia ließ die Hände sinken. Beide sahen ihn an.

»Gibt es Neuigkeiten?«, fragte Sara.

Er schüttelte leicht den Kopf. Sie trat heran und setzte sich zu ihnen.

»Er wird diesen Kummer mit ins Grab nehmen«, seufzte Jerem.



Sara blickte mitfühlend.

»Und hier?«

Die Frauen tauschten einen Blick, der Jerem aufmerken ließ.

»Nichts Besonderes«, sagte Sara rasch.

»Wir haben Zuwachs auf der Burg«, fügte Monia hinzu. Sie lächelte, aufrichtig, aber etwas bemüht, als sei sie nicht ganz überzeugt, dass das erfreulich war. Sara war eine ausgezeichnete Wirtschaftlerin. In den fast achtzehn Jahren, die sie nun an seiner Seite war, hatte Jerem sich niemals um irgendetwas sorgen müssen, doch sie neigte auch dazu, Bettler, gescheiterte Glücksritter und andere ausgehungerte Gestalten auf der Burg aufzunehmen, vor allem in den Wintermonaten. Dazu hatte ein Hochwasser die letzte Ernte deutlich magerer ausfallen lassen, als es zu wünschen gewesen wäre. Andererseits, ehe jemand irgendwo auf seinen Ländereien verhungerte, ließ er lieber alle Bewohner Rabenfurths den Gürtel etwas enger schnallen, und letztlich bedeutete jeder Körper auch ein wenig mehr Wärme in den kalten Mauern.

»Lass uns hinuntergehen«, schlug Monia vor, und Sara fügte hinzu: »Die Kinder werden sich freuen.«



Die Halle von Rabenfurth war erfüllt vom Lärm der Kinder, die der Winterkälte durch wildes Herumlaufen und Schreien trotzten, wobei die Kinder des Burgherren und die der Dienstboten in ihren schlichten Kitteln kaum voneinander zu unterscheiden waren. Tomias kam gleich auf Jerem zugerannt und umkreiste zweimal seine Beine. Sein Vater zauste ihm die Haare, ehe er den Blick hob und sich umschaute. Er entdeckte Taeris, der etwas abseits saß, in einer Ecke, die eben noch vom Licht des Kaminfeuers erreicht wurde, und schnitzte. Einige Ältere hatten sich näher um das Feuer geschart. Orell lämmelte bäuchlings auf einem Fell vor dem Kamin und spielte mit dem Sohn des Zeugmeisters Würfeln. Ijola kämmte einem jüngeren Mädchen die Haare. Milian war nirgends zu sehen,



wahrscheinlich hatte er mit seinen fünfzehn Jahren anderes im Sinn. Doch zu Jerems Erstaunen war Jona da, sein ältester Sohn. Er saß in einem hölzernen Lehnstuhl, die Beine lang ausgestreckt, und folgte halbherzig dem Geplapper einiger Jungen zu seinen Füßen, die hin und wieder nach Zustimmung heischend zu ihm aufsahen. Monia streifte Saras Arm und gesellte sich zu ein paar Erwachsenen, die mit Handarbeiten in bequemen Stühlen saßen und das Treiben beobachteten.

Dann fiel Jerems Blick auf Alika. Sie hatte sich auf ihren Schemel gekniet und war dabei, jemandem die Haare zu flechten. Die Person saß dem Kamin zugewandt, sodass er ihr Gesicht nicht erkennen konnte, aber sein Blick blieb an ihr hängen. Er hätte jede Silhouette auf Rabenfurth erkannt, und diese gehörte nicht hierher. Dennoch kam sie ihm seltsam vertraut vor.

»Du hättest sie sehen sollen, als ich sie aufgelesen habe«, flüsterte Sara ihm zu. »Sie war halb erfroren und völlig verstört.« Sie sah Jerem von der Seite an, und als sie seinen starren Blick bemerkte, fuhr sie noch leiser fort: »Sie spricht kaum ein Wort. Ehrlich gesagt – ich habe mich gefragt, ob sie ihre Erinnerungen verloren hat.«

Bekommen näherte Jerem sich dem Kamin.

»Nola hat mir das beigebracht«, sagte Alika gerade. »Natürlich ziemt es sich nicht, dass ich sie so trage. Aber du siehst sehr hübsch damit aus.«

Das ältere Mädchen, mehr eine junge Frau, erkannte Jerem, wandte sich ihr mit einem vorsichtigen Lächeln zu.

Alika sprang auf. »Willst du in den Spiegel schauen?«

Ein beinahe erschrockenes Kopfschütteln wischte Alikas Lächeln fort. »Warum nicht?«

Sie hatte den schweren Handspiegel ergriffen und wog ihn nun unschlüssig in den kleinen Händen. »Du hast dich noch nie im Spiegel gesehen, oder?«, fragte sie schlaun und lächelte spitzbübisch. »Keine Angst, du bist hübsch.«

Sie wollte ihr den Spiegel hinhalten, aber in dem Moment bemerkte die Fremde den Burgherrn. Ihre Blicke trafen sich. Beide auf ganz unterschiedliche Weise bestürzt. Auch Alika wandte sich

zu Jerem um. Sie strahlte ihn an und knickste fröhlich, aber ihr Vater schaute nur die junge Frau an.

Saramila war näher getreten und lächelte beschwichtigend. »Keine Sorge, du bist noch immer willkommen.« Sie warf Jerem einen Blick zu.

»Selbstverständlich.« Seine Stimme klang heiser. Er kämpfte gegen den Impuls, sich zu verbeugen.

Alika stahl sich an seine Seite und raunte: »Du wirst ihr noch Angst machen.«

»Alika«, sagte ihre Mutter, »sei so gut und bring den Spiegel fort, ehe er noch zerbricht.«

Alika wirkte nicht begeistert, knickste aber folgsam und eilte hinaus, nicht ohne einen verstohlenen Blick zurückzuwerfen.

Betreten musterte Jerem seinen Gast. Seit mehreren Monaten galt sie als verschwunden. Ihm fiel auf, dass sie weniger zart und verletzlich aussah als noch bei ihrer Mündigkeitsfeier, und das mitten in diesem langen, bitteren Winter. Wo war sie gewesen? Was hatte sie gemacht? Vor allem aber: Warum war sie hier? Oder vielmehr: Warum war sie nicht in Dalativa?

Warum?, fragte er sich eindringlich, in der absurden Hoffnung, sie würde ihm diese Frage von den Augen ablesen. Da endlich erhob sie sich von ihrem Schemel und sank in einen sehr tiefen Knicks. Es wirkte unbeholfen.

»Herr von Rabenfurth«, murmelte sie. »Habt Dank für das Obdach in Euren Mauern. Möge Le, der alles sieht, Eure Güte vergelten.«

Und weil er sich zu nichts anderem im Stande fühlte, nickte Jerem knapp, wandte sich steif ab und verließ die Halle. Sara begleitete ihn hinaus.

»Das dürfte der längste Satz gewesen sein, den sie seit ihrer Ankunft gesprochen hat«, wisperte sie ihm zu.

Jerem antwortete nicht. Wahrscheinlich war er doch erschöpfter, als er sich hatte eingestehen wollen.

Während Sara in ihrem Schlafgemach den Kamin anfachte, strich Jerem unruhig im Zimmer umher. Eine Weile beobachtete sie ihn.

»Jerem.«

Mit einem Kopfschütteln sank er auf die Fensterbank und starrte vor sich hin.

»Jerem«, wiederholte sie behutsam und trat näher. »Es ist nicht so – Natürlich ist mir klar, dass –« Er sah sie an und wünschte, die Vorräte wären das Problem. »Aber es gibt keinen Grund, sich zu sorgen, das weißt du doch.«

»Sara.«

Sie verstummte. Es verstrichen mehrere, lange Augenblicke in Stille. Sie wartete ab, er suchte nach den richtigen Worten. »Ich kenne sie.« Er schaute zu Boden. »Erinnerst du dich an die Nachricht, die wir aus Dalativa erhielten?«

Sara runzelte die Stirn. Dann weiteten sich ihre Augen zu fassungslosem Erstaunen. »Du meinst ... Aber das ergibt keinen Sinn.« Jerems Miene verriet resignierte Zustimmung.

»Warum?«, fragte Sara. Als hätte er die Antwort. »Warum hat sie sich nicht zu erkennen gegeben?«

Er seufzte. »Entweder sie hat Dalativa aus freien Stücken verlassen ... oder sie wurde gegen ihren Willen von dort fortgebracht ...« Doch kaum, dass es gedacht und ausgesprochen war, entwickelte dieser Gedanke Triebe und verzweigte sich zu einem unentwirrbaren Dickicht. Wenn sie Entführern entkommen war oder sich verfolgt wähnte, warum gab sie sich dann einem Gefolgsmann und den Seinen nicht zu erkennen? Wenn sie ihm misstraute, warum war sie dann nach Rabenfurth gekommen? War die Burg überhaupt ihr Ziel gewesen oder hatte eine Fügung der Götter sie hergeführt?

Rabenfurth war weit von Dalativa entfernt, und sie sah nicht aus, als ob sie wochenlang in der Wildnis gehungert hätte. Was, wenn es eine Falle war? Wenn ihn jemand zum Treuebruch verleiten wollte, und sie war, freiwillig oder unfreiwillig, der Köder? Doch weshalb? Er glaubte nicht, irgendwelche Feinde zu haben. Und was wäre der Treuebruch – sie zu verstecken oder sie auszuliefern? Welche Art von Unterstützung würde sie ihm abverlangen, und konnte er sie ihr gewähren oder verletzte er damit seine Pflichten gegenüber der Königin?

Er konnte diese Fragen nicht beantworten, ehe er nicht die Gründe und Umstände kannte, die sie hergeführt hatten. Jetzt gerade war er jedenfalls zu müde, um noch einen klaren Gedanken zu fassen. Viel zu müde.

»Wo ist sie untergebracht?«

»Bei den Dienstmägden.«

Die Vorstellung, dass die Prinzessin von Dalaron auf einer Strohmratze zwischen seinen Bediensteten schlief, verursachte Jerem ein seltsames Schwindelgefühl, das ihn beinahe zum Lachen gereizt hätte.

Sara strich ihm sanft über die Wange. »Morgen wird noch immer früh genug sein, um mit ihr zu sprechen.«

Doch aller Müdigkeit zum Trotz fiel es Jerem in dieser Nacht schwer, einzuschlafen. Neben ihm schliefen die beiden Frauen, und er lag wach, erschöpft und ratlos. Das war es nicht, worauf er sich jahrelang vorbereitet hatte. Das war nicht, womit er immer gerechnet hatte, und kein noch so freundschaftlicher Besuch in Kaltensteyn hätte es verhindern können.

Dass es in Dalativa Schwierigkeiten geben würde, das hätte man vielleicht voraussehen können. Dass es ihn früher oder später betreffen würde, war wahrscheinlich gewesen. Er hatte mit höfischen Intrigen gerechnet, weit weg in Dalativa, mit diplomatischen Verwicklungen, mit Krieg, wenn auch nur in seinen Albträumen. Vielleicht hatte er in gedankenfinsternen Momenten sogar bedacht, dass ein Tag kommen könnte, an dem er oder Jona entscheiden mussten, auf wessen Seite sie standen. Aber hiermit hatte er nicht gerechnet. In hundert Leben nicht, dachte er, und bat sogleich den Einen um Vergebung für seinen blasphemischen Gedanken. *Von ihm kommt die Seele und zu ihm kehrt sie zurück, in ihm sind wir aufgehoben und erhoben über die Mühsal des Irdischen.* Über diese tröstenden Gebetsworte schlief er endlich ein.



Rabenfurth war ein merkwürdiger Ort. Karg und ungemütlich und irgendwie farblos, doch zugleich herrschte in seinen Mauern eine fast befremdliche Friedlichkeit, als gäbe es hier weder Missgunst noch Missverständnisse, höchstens Missgeschicke, die leicht verziehen werden konnten. Schweigen jedenfalls war nichts, was Unmut oder gar Argwohn geweckt hätte.

Als Liria nach wenigen Stunden Schlaf die Augen aufschlug und sich dort wiederfand, wo sie eingeschlafen war, durchfuhren sie Schrecken und Erleichterung wie ein Blitzschlag, der sie augenblicklich hellwach machte. Die anderen Frauen schliefen tief und fest. Es musste also weit vor Sonnenaufgang sein.

Einige wilde Atemzüge lang lag sie nur da. Die Furcht, die sich nicht erfüllt hatte, rauschte durch ihre Adern. Es trieb sie hinaus.

Rasch stand sie auf, schlüpfte in die Kleider aus ungefärbter Wolle, die man ihr gegeben hatte, und tastete sich durch die Dunkelheit ins Freie.

Die Burg lag in nächtlichem Schlummer. Nur zwei Männer eilten zur Wachablösung auf der Mauer. Die zeitlose Stille hatte etwas Verführerisches. Für einen Augenblick hielt sie inne und atmete, erahnte die in der Kälte schwachen Gerüche der Burg und des nahenden Morgens. Sie streifte umher, als sei sie der letzte Mensch auf Erden – bis sie den Götterort entdeckte.

Der runde Bau überragte die umliegenden Gebäude, unterschied sich sonst aber wenig von ihnen. Über den Türflügeln aus poliertem Holz war Les Auge kunstvoll in Stein gehauen worden, flankiert und schwach erhellt von Fackeln.

Plötzlich sehnte sie sich nach der Nähe der Götter. Dennoch zögerte sie kurz, doch dann öffnete sie die Tür gerade so weit, dass sie hineinschlüpfen konnte, und fand sich in einem schmalen Eingangsbereich, der sich nach wenigen Schritten in den Hauptraum öffnete.

Auf dem großen Opferaltar standen vier flache Schalen. In einer von ihnen brannte Feuer und spendete heißes Licht, ebenso wie die Flämmchen, die in einigen der Wandnischen flackerten. Die Farben der Mosaik waren im Halbdunkel nur zu erahnen, doch

die zerbrochenen, schwingenden Linien und Farbverläufe, die sogar den Boden bedeckten, machten sie schwindelig. An der Stirnseite des Raums leuchtete Les Auge strahlend weiß.

Sie erschrak, als im Zwielflicht dieses matten Glanzes eine Gestalt auftauchte. Das Priestergewand war schlicht, aus ungefärbtem und mattblauem Leinen, und eine lange kupferne Kette endete in einem schlichten Symbol der Ire. Wer wählte Kupfer für die Strömende? Die Priesterin sah ihr mit jenem Blick der Götterdienenden entgegen, der sah, ohne anzusehen, dann hob sie die Hände und umfasste mit einer weiten Geste den ganzen Raum. Liria entdeckte keine Türen oder Durchgänge zu Götterkrypten, aber es gab zwei flache Treppen. Eine führte leicht gewunden hinab, die andere hinauf.

Ihr Blick kehrte zu der Priesterin zurück. Sie wartete, auf ein Wort, eine Frage, eine Aufforderung oder Einladung in Worten oder Gesten, doch nichts geschah. Stattdessen meinte sie auf einmal, sich geirrt zu haben, nicht wegen des flackernden Lichts und der verwirrenden Mosaike, sondern –

»Meine Seele befindet sich jenseits der zweigeteilten Ordnung«, sagte der oder die Geweihte.

Liria hatte gehört, dass es solche Menschen gab, und dass es ein Zeugnis göttlichen Segens sei. In manchen Schriften hieß es sogar, ein Ruf zur Weihe. Aber im Tempel von Dalativa war sie nie so jemandem begegnet.

»Nenn mich einfach nur Pan.« Die Stimme klang wie angeraute Wolle, weich und kratzig zugleich.

Plötzlich fühlte sie sich unbehaglich. Sie hatte nicht zur Einsicht gewollt. Nur Beten. Sie hätte auch geopfert, wenn sie irgendetwas gehabt hätte, das sie hätte opfern können. Nur zur Einsicht wollte sie nicht. Sie wusste nichts zu sagen, und dieses eine, dass sie eben nichts zu sagen wusste, hätte sie nicht gewagt, unter dem Blick des Einen zu gestehen.

»Was führt dich an den Ort der Götter?«, fragte Pan sanft.

Sie antwortete nicht gleich, sondern ließ eine kurze Stille und fügte dieser dann leise ein einziges Wort hinzu: »Ausgleich.«

»Du trägst keine Taufreliquie«, stellte Pan fest.

Sie antwortete nicht. Da die Besucherin Pan völlig fremd war, hatte die Burgherrin ihr wahrscheinlich erst kürzlich Obdach in der Burg gewährt. Sie konnte das Taufgeschenk verloren haben, vielleicht war sie aber auch so niedriger Abkunft, dass sie nie eins besessen hatte. Danach sah sie für Pan zwar nicht aus, doch die Welt war voller Sonderlichkeiten. Die Götter hören nie auf, die Menschen daran zu erinnern, dass sie die Welt nicht sehen können, wie Le sie sieht. Pan betrachtete die junge Frau eine Weile.

»Du bist eine von uns«, sagte Pan schließlich und lächelte erneut. »Ein Kind der Ire.«

Es gab keinen Zweifel, auch wenn sie kein Zeichen der Zustimmung zeigte. Pan umfasste das ganze Gemäuer, die ganze Burg, mit einer Geste: »Dies ist ein Ort der Ire.«

Ihr Blick schweifte ein wenig zaghaft umher.

»Welcher Art ist das Ungleichgewicht, das dich herführt, Kind der Ire?«

Wenn sie das nur gewusst hätte. Aber sie wusste nichts. Alles, was sie wusste, war ein jähes Erwachen, ein unerträgliches Kribbeln im ganzen Körper, das sich zu einem heftigen, grausamen Schmerz verstärkte, bis sie sich zusammengekrümmt hatte, um das Gefühl in ihrem eigenen Körper zu ersticken. Dann war da nichts mehr als eine Ahnung vorbeirauschender schwarzer Schatten und schließlich eine tödliche Kälte und eine Erschöpfung, die nicht einmal Platz gelassen hatte für Scham, als man sie splitternackt aufgefunden hatte. Nur ein kleiner Lichtstrahl Dankbarkeit.

Pan schien ihre Ratlosigkeit zu spüren. Mit sanftem Blick trat Pan ihr entgegen und blieb zwei Schritte vor ihr stehen, seltsam nah – und doch verspürte sie nicht den Drang zurückzuweichen.

»Den Iregeborenen wird geraten, den Ausgleich bei Radas zu suchen. Dem Strömen die Feste entgegenzusetzen, der Kühle die Wärme. Doch mir ist von Le, dem Allseher, aufgegeben, die verborgenen Pfade zu suchen. Manche von uns lässt Ire mehr frieren als andere. Manchen ist die Wärme des Erdenschoßes nicht genug.«



Dann wandte Pan sich der aufsteigenden Treppe zu. Sie folgte hinauf zu zwei reich bemalten Türen. Die verschlungenen Zeichen und Muster ließen keinen Zweifel, daran, welcher Götter Schreine sie hüteten.

Pan nickte ihr aufmunternd zu, doch sie zögerte. Sie wusste, welche Wahl sie treffen wollte, doch man hatte sie ihr in Dalativa zu oft verweigert, als dass sie sie nun, da sie ihr dargeboten wurde, leichten Herzens ergreifen konnte. Doch schließlich öffnete sie eine der Türen.

Sofort schlug ihr Wärme entgegen, die Hitze einer großen Feuererschale, die im Zentrum stand und den halben Raum auszufüllen schien. Auch hier waren Wände und Decke mit Mosaiken bedeckt, ansonsten war der Raum ungeschmückt und nur das Schattenspiel der Flammen malte lebhaftes Verzierungen auf die Steine. Es hatte etwas Geisterhaftes, fast Beängstigendes, doch als Pan hinter ihr eintrat, verflog jede Furcht. Pan schloss die Tür, kniete auf einem der flachen Kissen nieder und lud sie mit einem Nicken ein, dasselbe zu tun. Selbst der Boden war warm. Dann erst fiel ihr auf, dass der Raum runde Fenster hatte, deren Glas in warmen Rot- und Orangetönen sein eigenes Lichtspiel auf die Mosaik warf. Es war ihr vom Hof aus nicht aufgefallen, doch man musste von dort den Schein dieses Feuers sehen können, wenn man den Blick hob. Die Wärme breitete sich auf ihrer kalten Haut aus. Auf den Wangen, den Handrücken, den geschlossenen Augenlidern.

»Es wird gelehrt«, hob Pan zu sprechen an, »dass die schwere, strömende Kraft Ires der Ruhe des Felsens bedarf, des festen Bodens. Oder aber der Zartheit und Leichtigkeit Janis. Der Regen fällt vom Himmel, die Flüsse steigen aus dem Erdreich auf – das Wasser sucht die Erde und die Luft, während es im Feuer vergeht, heißt es. Doch nur für den, der sich fortreißen lässt, sind Fluten und Flammen die gleiche wilde Gefahr. Das gebändigte Wasser aber vermag das verzehrende Feuer zu zähmen, und das gebändigte Feuer leuchtet jenen den Weg, die von Fluten umhergetrieben werden. Und haben nicht die Götter selbst uns das Zeichen an den Himmel gesetzt, dass die Kräfte Kayos und Ires die Welt und einander im Gleichgewicht zu halten vermögen, als Sonne und Mond?«



Sie musste schlucken. Auf einmal erahnte sie tief in sich ein Echo jenes Gefühls, das sie in der Höhle im Wald erfasst hatte. Die Erinnerung schien ihr endlos weit entfernt und zugleich bedrängend nah. Dort hätte sie sein mögen. Dort hätte sie bleiben sollen, verborgen vor aller Welt ...

Eine unsichtbare Macht schob sich vor diesen Gedanken und drängte sie zurück in die Gegenwart. Für einen Augenblick erschien ihr dieser Ort karg und beengt, vergleichen mit dem von Gesang erfüllten Heiligtum, doch das Feuer war ebenso hell und warm wie jedes Feuer, und Pans Worte berührten sie auf eine Weise, wie es die Strenge der Hohepriesterin nie getan hatte. Ihr war, als zöge es an ihr in zwei entgegengesetzte Richtungen, und mitten in dieser Spannung schlug ihr Herz. Sie kämpfte gegen aufsteigende Tränen. Pan betrachtete sie nachdenklich. In ihrem Gesicht brannte die Hitze des Feuers, in ihrem Rücken stach die Kälte des Winters, und in ihrem Herzen stieg das Wasser, stieg bis in ihre Kehle, bis in ihre Augen. Plötzlich traf sie mit Wucht das Gefühl der Fremde.

»Nicht alle, die umherwandern, haben den Weg verloren«, sagte Pan begütigend. »Wir mögen meinen, wir seien verloren gegangen, aber vielleicht nehmen wir nur einen längeren Weg an den Ort unserer Bestimmung.«

Wie eine flüssige Perle löste sich eine einzelne Träne aus ihrem Auge, so rasch, dass sie keine Zeit hatte zu entscheiden, ob sie sie fortwischen sollte oder nicht. Die verpasste Gelegenheit, es richtig zu machen, schmerzte, und weitere Tränen drängten nach. Ein plötzliches, unbekanntes Unwetter in ihrem Inneren. Pans sanfte Güte ängstigte sie. Sie musste gehen. Sie hielt die Tränen zurück, stand geräuschlos auf und verließ den Raum mit vornehmer Langsamkeit. Pan sah ihr nach, ergriffen von einer Ahnung, die noch keine Gestalt annehmen wollte.



Jerem war reizbar auf die Art von Leuten, die viel darauf geben, niemals reizbar zu sein. Monia warf Sara einen fragenden Blick zu, und flüsternd berichtete Sara, was Jerem ihr offenbart hatte.

Gegen Mittag suchte Sara ihn im Schreibzimmer auf, hoch oben im Wohnturm, doch sie fand ihn nicht bei der Arbeit, sondern reglos brütend an einem der beiden Pulte stehend.

»Hast du schon mit ihr gesprochen?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, wie«, sagte er tonlos. »Ich kann mir das nicht erklären.«

»Du könntest sie nach einer Erklärung fragen.«

Jerem sah Sara bitter an. Sie legte den Kopf ein wenig schief, und er seufzte.

»Habe ich eine Verräterin in meiner Burg oder eine Prinzessin, die sich vor Feinden versteckt? Sollte ich sie als Gast oder als Gefangene behandeln?«

»Ein seltsamer Verrat wäre das, der darin besteht, ihrem Bruder den Weg zum Thron freizumachen, der rechtmäßig ihr zusteht.«

»Glaubst du, dass man sie bedroht hat?«

Sara zögerte. »Vielleicht ist die Antwort noch einfacher. Es gibt – Gerede.«

Jerem hatte kein Ohr und kein Interesse für Tratsch, dennoch horchte er auf. Sara verstand es, Leute zum Reden zu bringen, und hatte ein feines Gespür dafür, Gerüchten den wahren Kern abzulauschen, den sie enthalten mochten.

»Einige sagen, sie sei mit einem vom fahrenden Volk davongelaufen. Einem Spielmann.« Sie konnte in Jerems Gesicht sehen, dass er das für Unsinn hielt.

»Es mag dir unwahrscheinlich erscheinen für eine Prinzessin aus dem Geschlecht von Askaros, aber es ist weniger unwahrscheinlich für ein junges Mädchen, das sich von Pflichten und Verantwortung überfordert und eingeengt fühlt.«

»Und wo ist dann dieser Spielmann?«, fragte Jerem.

Sara hob die Schultern. »Das weiß Le allein. Er hat sie verlassen oder sie ihn. Sie will zurück in das ihr vertraute Leben, aber sie schämt sich für das, was geschehen ist.«



Jerem bedachte die Sache.

»Wenn das so ist ...«, setzte er an. »Wenn es so wäre, wird sie es sicher nicht freimütig erzählen, wenn ich sie danach frage.«

»Wohl eher nicht.«

»Was noch?«, fragte Jerem. Er wusste, dass ein Gerücht niemals allein stand. Es war immer umgeben von Nebelschwaden anderer Gerüchte, die es beweisen oder ausschmücken oder widerlegen sollten. Sara trat zum Fenster und setzte sich.

»Einige sagen, dass sie an Mittsommer mit jemandem gesehen wurde.« Ihrem Tonfall war anzuhören, dass sie das eher nicht glaubte. »Was den Sänger angeht, so wird hier und da angedeutet, dass man in Dalativa eine Belohnung auf ihn ausgesetzt hat. Nicht offiziell natürlich.«

Natürlich, denn sonst bräuchte es keine Gerüchte.

Jerem blickte an Sara vorbei aus dem Fenster, als erwarte er jeden Moment die Ankunft einer Brieftaube. Ihr Schlag lag direkt über ihnen in der Dachkammer des Turms. Doch es kam keine Taube, nur ein paar finstere Schatten, denen die Burg ihren Namen verdankte, kreisten in der Ferne und scherten sich nicht um menschliche Belange.

»Du solltest sie zumindest wissen lassen, dass sie erkannt wurde«, sagte Sara.

»Und dann? Ich kann sie nicht reinen Gewissens meiner Treue versichern.«

»Aber doch der Gastfreundschaft«, wandte Sara ein.

Jerem schüttelte den Kopf, weniger über ihre Worte als über seine eigene Lage. »Nicht, solange ich nicht den Willen meiner Königin kenne.«

Saras Blick wurde hart. Zwar erfuhren sie hier über Felizaes Gesundheit nur, was hinter vorgehaltener Hand und mit gesenkter Stimme weitergetragen wurde, aber demnach schien sich ihr Zustand immer rascher zu verschlechtern.

»Ich werde nicht irgendwelchen Mutmaßungen über den Willen einer irrsinnigen Königin den Vorrang geben vor dem gesunden Verstand, den die Götter mir in ihrer Gnade geschenkt und erhalten

haben«, sagte Sara.

Jerem schaute unglücklich drein, aber er erwiderte entschieden:
»Noch wissen wir nicht, wie es um sie steht.«

»Dann sollten wir es in Erfahrung bringen.«

Jerem blickte wieder aus dem Fenster, wie er schon den ganzen Morgen hinausgestarrt und darüber gegrübelt hatte, ob er nach Dalativa schreiben sollte und was und an wen. Aber wenn so ein Brief in falsche Hände geriet ...

»Die Prinzessin gilt als verschwunden. Sie wird nicht des Verrats bezichtigt«, sagte Sara.

»Das heißt nichts.« Die Raben kreisten. »Wenn ein Verrat gelingen soll, tut man gut daran, sich nicht allzu früh desselben bezichtigen zu lassen.«



Natürlich hatte er sie erkannt. Auch wenn es Jahre her war, dass er Liria von Askaros zum ersten Mal begegnet war. Sein Vater mochte in seiner ersten Verblüffung nicht daran gedacht haben, aber Jona hatte ihn damals zum vierzehnten Namenstag der Prinzessin begleitet. Er hatte sie gleich wiedererkannt, selbst in den Kleidern einer Dienstmagd. Königliches Blut ließ sich nicht verkleiden.

Er hatte es sich nicht anmerken lassen. Ob sie sich an ihn erinnerte, war nicht zu sagen, aber unzweifelhaft war, dass sie sich nicht zu erkennen geben wollte. Niemand auf der Burg wunderte sich über ihre Scheu und Schweigsamkeit. Wer wusste schon, was sie erlebt hatte? Rabenfurth war ein Ort mit einer harten Schale aus dicken Mauern und einem weichen Kern aus menschlicher Wärme.

Jona war in der Behaglichkeit dieser Wärme aufgewachsen, doch wenn die Stunde der Mauern schlug, würde er bereit sein.

Wie so oft stand er auf diesen Mauern und blickte nach Süden über den Fluss. Erforschte mit den Augen das jenseitige Ufer, die Felsen, jedes Detail der Höhenburg, das er über die breit dahin-strömende Iris hinweg erspähen konnte, im getrübbten Winterlicht



und durch die vereinzelt herabfallenden Schneeflocken. Dies war der längste Friede, den Rabenfurth seit Jahrhunderten gesehen hatte, und er meinte hören zu können, wie er bröckelte. Auch er war in Kaltensteyn gewesen, auch er hatte den gramgebeugten Grafen gesehen und die Bitterkeit, mit der er ihn und seinen Vater angesehen hatte. Er gab Dalaron die Schuld daran, dass er seine Tochter verloren hatte.

Jona erinnerte sich gut an sie. Verträumt hatte sie in die Welt geschaut, und immer, wenn sie aus diesen Träumen aufwachte, war etwas Unbezähmbares durch ihre Augen geflackert. Sie war nur ein paar Jahre jünger gewesen als Jona, und er hatte sich manchmal vorgestellt, sie eines Tages zu heiraten. Kinderspinnereien natürlich. Er war sich sicher, dass sie tot war. Nicht, dass er glaubte, Esaryon und sein Rat hätten sich die Mühe gemacht, sie zu suchen, doch die Anschuldigungen mussten ausgereicht haben, um jeden Edelmann und jede Edelfrau diesseits und jenseits des Flusses davor abzuschrecken, sie aufzunehmen, und er konnte sich nicht vorstellen, wie sie ohne Hilfe hätte überleben sollen.

Da waren sie schon einmal knapp davor gewesen, vor dem Krieg, den er kommen hörte. Man hätte sich in Dalaron entscheiden können, die Frau zu beschützen, die den Prinzen zurückgebracht hatte. Ein Leben im Tausch für den Frieden mit Ferredos.

Seine Stiefmutter mochte ihn mit Blicken tadeln, weil er dem Studium des Kriegshandwerks mehr Zeit widmete als der Verwaltung, sein Vater mochte ihm sagen, dass er auch, sogar gerade im Verteidigungsfall, wissen müsse, wie es um seine Ländereien bestellt war, und Jona war bereit, zuzugeben, dass er damit recht hatte. Aber obwohl er seinen Vater achtete – es erschien ihm sicherer, selbst eine Verteidigungsstrategie zu ersinnen für den Tag, der kommen musste.

Die Nachricht vom Verschwinden der Prinzessin hatte ihn bereits aufhorchen lassen, ihr unerwartetes Auftauchen vor Rabenfurths Mauern jedoch verschaffte ihm Gewissheit. Es stand ein Kampf um die Krone bevor, und das Schicksal hatte für ihn entschieden, auf welcher Seite er stehen würde. Das Schicksal und die Überzeu-

gung, mit der jedes Kind in Rabenfurth aufwuchs: Dass nichts und niemand aus Ferredos das Recht hatte, dalastischen Boden zu beanspruchen, und Blut hin oder her, der Prinz hatte den Fluss Richtung Norden überquert. Jona hatte ihn nie kennengelernt, aber er hatte keinen Zweifel, dass die Prinzessin Dalativa verlassen hatte, weil sie sich bedroht gefühlt hatte. Vielleicht wollte sie es sogar einem ihrer Vorfahren gleichtun, heimlich ein Heer von Verbündeten gegen den Bruder zu versammeln. Als Erstgeborene hatte sie Anspruch auf den Thron, doch wenn Liamus aus Ferredos unterstützt wurde, könnte sie das in Bedrängnis bringen. Sie brauchte Verbündete, und er würde der erste Mann unter ihrem Banner sein. Sein Vater würde stolz sein, dass er das tat, wozu sie als Wächter über Rabenfurth berufen waren.

Als habe er ihn mit diesem Gedanken heraufbeschworen, trat Jerem neben Jona an die Brüstung und folgte seinem Blick über den Fluss. Einen Moment schwiegen sie.

»Du weißt, wer sie ist«, stellte sein Vater fest.

»Ja«, antwortete er. »Aber ich wollte Eure Rückkehr abwarten.«

Jerem nickte. »Ich weiß, dass du beherzt bist und bereit für große Entscheidungen«, sagte er. »Aber ich muss dich zu Zurückhaltung ermahnen.« Er wandte sich Jona zu, der ebenfalls den Blick von Kaltensteyn löste, um in das ernste Gesicht seines Vaters zu blicken.

»Wir wissen nicht, was geschehen ist oder wie die Dinge in Dalativa stehen. Wir hier am Rande des Königsreichs sind bedeutungslos, solange alles, was die Herrschaft betrifft, sich in Dalativa abspielt.«

»Das tut es jetzt nicht mehr«, wandte Jona ein.

»Soweit es uns angeht«, widersprach sein Vater, »tut es das noch immer. Ich weiß«, nahm er Jonas Einwand vorweg, »dass du meinst, mein Eid binde dich nicht, doch wenn du Titel und Land von mir erben willst, wirst du dich auch als Erbe meines Treueschwurs betrachten müssen. Ich ermahne dich dazu, Jona, weil ich mich darauf verlassen muss, dass du dich gemäß dieser Weisung verhalten wirst, wenn ich dich nach Dalativa schicke.«

Überrascht hob Jona die Brauen.

»Zurückhaltung«, sagte Jerem mit Nachdruck. »Es erregt keinen Verdacht, wenn ein junger Mann wie du Dalativa besucht, um bei Hof Freundschaften zu schließen und vielleicht nach einer passenden Gemahlin Ausschau zu halten.«

Jonas Blick verfinsterte sich. »Ist das nach Euren Begriffen ehrenvoll, Vater? Zu spionieren?«

Jerem sah ihn ernst an, dann seufzte er. »Ich achte deinen Stolz. Aber du verkennst die Natur deines Auftrags. Der Spion verkauft seine Ohren und Augen für Gold. Was ich brauche, ist jemand, dem ich vertrauen kann. Ich fordere dich nicht auf zu lügen, zu täuschen oder zu betrügen. Ich bitte dich nur, dir einen eigenen Eindruck zu machen, über etwas, worüber ich mir von niemandem, dem ich weniger vertraue, aufrichtige Auskunft zu erhoffen wage.«

Jona war nicht zufrieden.

»Verstehst du das?«, fragte Jerem.

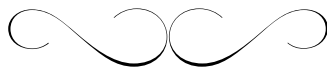
Schließlich nickte Jona. »Ich habe verstanden.«

Jerem lächelte stolz und liebevoll, dann schweifte sein Blick erneut nach Kaltensteyn und beschattete sich mit Besorgnis.

Er will Rabenfurth beschützt wissen, dachte Jona, doch Rabenfurth wurde nicht gebaut, um sich selbst zu verteidigen.

Ohne Jona anzusehen, sagte Jerem: »Versuche in Erfahrung zu bringen, wie es um die Königin steht. Ihr Wille ist unser Befehl.« Er schwieg eine Weile, und Jona musterte sein Gesicht im Profil, die Spuren eines freudvollen Lebens und eines langsamen Alterns.

»Beten wir«, sagte Jerem halblaut, »dass sie noch nicht ganz von den Göttern verlassen ist.«



»Bei diesem Wetter«, sagte die Köchin, »kann man auch von niemandem erwarten aufzutauen.« Und das eine Küchenmädchen nickte ernst und beflissen über den Karotten, und das andere lachte kichernd. Der Winter schob sich voran.



Sara ließ Tomias auf ihrem Schoß auf und ab hopsen, als säße er auf einem wilden Pferdchen und freute sich an seinem ausgelassenen Lachen, während sie zugleich ihrem Mann besorgte Blicke zuwarf.

Als ein letztes Mal etwas Schnee liegen blieb, schickte Monia die Kinder hinaus, in der Hoffnung, das Tollen in der Kälte würde den Läusen den Rest geben. Milian trieb sich mit den Stallburschen herum, die Jerem sich noch immer nicht zur Brust genommen hatte. Taeris zeigte seinem Vater, was er geschnitzt hatte, einen Wolf in wachsamer Haltung. Jerem sah die Figur später am Abend auf dem Kaminsims stehen, ganz in Lirias Nähe, und es erschien ihm seltsam absichtsvoll. Aber natürlich war das ein Zufall, sagte er sich. Taeris war von Kindesbeinen an von Wölfen fasziniert gewesen, Le mochte wissen, warum. Er hatte kaum sprechen können, als er alle Legenden von Askaros auswendig mitgemurmelt hatte, wenn Monia oder Sara sie erzählten, und als er älter wurde, schnappte er auch andere Geschichten auf. Märchen über Gestaltwandler, die Jerem ihm gerne verboten hätte, doch Sara hatte ihn nur amüsiert angesehen und gemeint, nur durch das Anhören von Geschichten werde Taeris sich schon nicht selbst verwandeln.

Das Leben auf Rabenfurth ging seinen friedvollen Gang, aber die Ungewissheit, die mit jedem Tag wuchs, der ohne Nachricht von Jona verstrich, lastete schwer auf Jerem. Die Spannung in seinen Schultern und die Sorgenfalten um seine Augen verrieten es Monia.

Vielleicht, dachte sie, war Jerem gar nicht so schlecht vorbereitet gewesen, wie er meinte. Er hatte sich auf Krieg eingestellt, auf Waffenlärm und Belagerung. Nun war zwar der Lärm ein ohrenbetäubendes Schweigen, und der Feind rannte nicht gegen die Mauern an, sondern saß still an seinem Feuer, doch wie bei einer Belagerung wählte Jerem das Ausharren. Ausharren, bis Nachricht kam, bis Jona zurückkehrte oder bis Liria von Askaros entscheiden würde, sich zu erkennen zu geben.

Monia hatte sich unter den Diensthofen umgehört. Sie hatte noch immer niemandem ihren Namen genannt. Es kam auch niemand



auf die Idee, ihr einen zu geben. *Das Mädchen*, sagten die Leute. *Die Schöne*, sagte der uralte Stallmeister, und seine Burschen grinsten und wurden rot, was ihnen einen unmissverständlich mahnenden Blick von Monia einbrachte, worauf sie sich eilig trollten.

Die unverheirateten Dienstmädchen, mit denen sie die Kammer teilte, tauschten scheue Blicke, und eines fasste sich ein Herz und erzählte Monia, dass die Neue nicht schlief, oder wenn, dann, als ob sie Alpträume plagten, und ein anderes fügte furchtsam hinzu, dass sie manchmal sogar ihr Lager verließ und erst kurz vor Morgengrauen zurückkehrte. Nicht alle Frauen fanden diese Schlaflosigkeit beunruhigend, viele der Älteren wiesen die Tuschlerinnen in ihre Schranken. Wer urteilt, ohne zu wissen, beleidigt die Vernunft, die die Götter ihm gegeben haben.

Wäre die Fremde offen und gesprächig gewesen, die Leute hätten sie wahrscheinlich rasch ins Herz geschlossen. Wäre sie weniger – Was war das rechte Wort? – anziehend gewesen, man hätte sie und ihr Schweigen wohl bald sich selbst überlassen. Doch so umgab sie ein Geheimnis, und ihre Schlaflosigkeit fügte dem etwas Unheimliches hinzu, das die Burgbewohner auf Abstand hielt. Selbst die vorlautesten jungen Männer wandten sich rasch ab, wenn sie vorbeiging, oder spätestens, wenn sie in ihre Richtung sah, als könne es sie versteinern lassen, ihrem Blick zu begegnen. Monia fand das eigenartig, aber auch beruhigend. Einmal wagte sie vorsichtig, Liria anzusprechen; ob es ihr gut gehe, ob sie alles habe, was sie brauche, ob sie gut schlafe. Aber darauf wurde der Blick der Prinzessin so schreckerfüllt, dass es Monia beinahe leidtat, sie gefragt zu haben. Sie überwand sich noch zu der Frage, ob sie vielleicht lieber einen Schlafplatz für sich allein hätte. Nach einem Augenblick gequälten Schweigens nickte die verborgene Prinzessin und senkte den Blick. Monia wies ihr eine winzige Kammer zu, in der nichts Platz hatte als eine Bettstatt mit strohgefüllter Matratze unter einem kleinen Fenster, und ließ ihr Felle bringen, sodass sie nicht allzu sehr frieren würde, so ganz allein. Doch sie schien sich um derlei gar nicht zu sorgen. Stattdessen fiel ihr Blick auf den Riegel, mit dem man die Tür von innen verschließen konnte, und blieb darauf

ruhen, bis Monia sich schweigend zurückzog. Jerem wirkte düster, als sie ihm davon berichtete, und auf ihre Anmerkung, es sei hiermit wohl beiden Seiten gedient, sagte er nichts.



Abend für Abend saß Liria am Feuer. Sie beobachtete die Kinder beim Ringelreigen und ließ sich von Alike die Haare flechten. Es war das einzige Zugeständnis heimeliger Behaglichkeit, das sie sich machte, und zugleich Teil ihres Versteckspiels. Hier gab es niemanden, der verächtlich von *bäuerlicher Herkunft* sprach und Alike dafür schalt, die Erbin des Wolfsthrons wie eine Dienstmagd herzurichten. Hier gab es keine Erbin des Wolfsthrons. Es war auch die einzige Erinnerung an Silima, die sie sich gestattete. Alles andere, was ihr Leben in Dalativa betraf, verschloss sie in sich, wo es rastlose Kreise zog wie die Raben am Winterhimmel. Die Zeit schien stillzustehen. Hin und wieder bemerkte sie, wie ihr Blicke folgten, doch sie waren anders als in Dalativa. Verstohlener, als sei sie nicht länger etwas, das anzuschauen man berechtigt war. Sie wich aus, senkte den Kopf, wandte sich ab. Doch als die Erschütterungen ausblieben, als niemand versuchte, ihre Verteidigung zu durchbrechen, hob sie immer öfter ihren Blick. Man gab ihr Handarbeiten, die sie sehr langsam ausführte, ohne dafür jemals auch nur einen stillen Tadel zu erhalten. Zu Pan kehrte sie nicht zurück, bemerkte jedoch während der Messen einen eigenartig wartenden Blick auf sich. Dies war eins der wenigen Augenpaare, das ihr folgte. Ein anderes gehörte Jerem, sorgenvoll, voller Fragen, auf die sie keine Antwort hatte. Über die sie nicht einmal nachdenken wollte. In den ersten Tagen nach ihrer Ankunft hatte auch Jona sie ständig angesehen, sodass sie erleichtert war, als er abreiste, wohin auch immer. Seine Aufmerksamkeit war am beklemmendsten gewesen, obwohl oder vielleicht, weil er am wenigsten auf sie zu lauern schien. Stattdessen lag in seinem Blick eine sonderbare Mischung aus Stolz und Ergebenheit, die sich gefährlich anfühlte. Wie in der Geschichte



vom zu treuen Diener, der seinen Herrn verrät, indem er nicht aufhören kann, auf das Gebüsch zu starren, in dem der sich versteckt hält. Jerems Blicke hingegen vermochten nicht, sie zu beunruhigen, und sie verschwendete keinen Gedanken daran, was ihn umtreiben mochte. Von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag kreiste sie nur um die Leere, die da war, wo etwas hätte sein müssen. Ein Grund oder zumindest eine Entscheidung. Vor ihrem inneren Auge blitzten Erinnerungen auf und fügten sich zu immer neuen, möglichen Erklärungen zusammen. Alle waren beängstigend.

Die Jagd, zu der man aufbrach, als die Blätter bunt wurden. Wie sie mit Jannest zurückgeblieben war und die plötzliche Furcht vor ihm, als sie sah, wie er Avarion von Travos ansah. Avarion von Travos und sein unbeholfenes Lächeln, das ihr von diesem Tag an ebenso furchteinflößend erschienen war wie Jannests finstere Verbissenheit. Jala, die immer mehr zu verblassen schien, während ihre Ohnmachten häufiger wurden. Helios, der immer zitteriger wurde. Wie er erbleichte, als man ihm zutrug, dass Liamus auf der Jagd auf einen Wolf geschossen hatte. Natürlich nicht vorsätzlich. Natürlich hatte er ihn verfehlt. Natürlich würde niemand es jemals wagen, laut den Vorwurf zu erheben, der Prinz missachte die dalastischen Traditionen. Ellanias entgeisterter Gesichtsausdruck, als sie nach der Jagd gemeinsam zu Tisch saßen. Dieser unwiderstehliche Hunger, dem sie einfach nachgab, als das Wild heiß und duftend aufgetragen wurde. Wie Ellanias Entgeisterung sich von Tag zu Tag mehr blankem Entsetzen angenähert hatte. Wie ihre Tante wieder anfang, jedermann in Lirias Nähe argwöhnisch zu beäugen. Die vielsagenden Blicke, die Liamus ihr bei jeder Mahlzeit zuwarf. Wie sie immer häufiger mit Übelkeit und Bauchschmerzen zu Tisch kam und nicht einmal mehr anzurühren wagte, was Mariani vor ihr gekostet hatte. Ein schwarznasser Herbstabend und der Kampf, den Ellania und Jala austrugen, um die Königin dazu zu bewegen, sich angemessen für den Tempel zu kleiden. Felizaes Wutanfall, als man sie dazu überreden wollte, zumindest einen dunklen Umhang überzuwerfen. Die lange Abendmesse und die angespannte, unbehagliche Stille. Der Kratzer auf Ellanias Wange und



Liamus, der mit kalter Entschlossenheit Jannest Blicke zuwarf, die der keiner Erwiderung würdigte, und die dann sie trafen, bis ins Mark.

Sie stand am Abgrund ihrer Erinnerungen und blickte zurück, in furchtsamer Hoffnung auf einen Hinweis, was vor ihr gelegen hatte, ehe es im Nichts verschwand. Aber all die nachträgliche Angst, die nachträgliche Bedrängnis, vermochte nicht die Lücke auszufüllen. Vermochte nicht, darüber hinwegzutäuschen, dass etwas Entsetzliches mit ihr vorgegangen sein musste. Gleich welchen Ursprungs und welcher Art dieses Entsetzliche war, sie konnte nicht wissen, ob es wieder passieren würde. Also belauerte sie sich bei Tag und schob des Nachts den Riegel vor die Tür.



Kurz vor der Morgendämmerung begab sich Jerem zum Götterort. Die Luft war kühl und feucht. Er zog den Mantel eng um sich und warf forschende Blicke zum Himmel, nach Tauben und nach Regen. Er betrat den Hauptraum und schlug die Kapuze zurück. Pan kniete im Licht einiger Kerzen vor Les Auge. Jerem hielt inne.

Pan war vor zwei Jahren nach Rabenfurth gekommen, auf eigenen Wunsch, aus einem entlegenen Heiligtum im Südosten Dalarons, fast am Fuß des Roumar. Vielleicht erinnerten Pans Züge deshalb an die der Bewohner jenseits dieses Gebirges. Die Burg sei in einem Traum erschienen, es sei eine Berufung.

Der Janipriester Andes war kurz zuvor gestorben, obwohl er zwar alt, aber noch lange nicht greis und bei bester Gesundheit gewesen war. Als Pan vor Jerem gestanden hatte, war er bereit gewesen, diesem Zeichen der Götter zu folgen, aber es fiel ihm nicht leicht, sich an diesen Menschen zu gewöhnen. Die Geruhsamkeit, mit der Pan jedem und jeder auf den Grund der Seele zu schauen schien. Doch in jenen zwei Jahren hatte sich Pan auch als äußerst heilkundig erwiesen, und Jerems Untergebene und seine Kinder schätzten und liebten Pan.



Es war noch zu früh für die Dämmerungsmesse. Jerem hatte Pan nicht stören wollen, doch ob wegen des Geräuschs der Tür oder einer priesterlichen Eingebung folgend, erhob Pan sich und wandte sich zu ihm um.

Jerem neigte den Kopf und schlug das Zeichen der Götter.

»Ich suche Frieden unter dem Blick des Einen.«

»Wir sind immer unter Les Blick«, gab Pan zur Antwort, fast erstaunt, als sei es eine abwegige Idee, hierzu einen Götterort aufzusuchen.

Wortlos begab Jerem sich zu seinen Gebeten. Er hatte Kinder unter dem Segen jedes der Vier, darum war es ihm Gewohnheit, stets allen Elementen zu opfern. Er bat Radas für Marilea, seine Älteste, die schon verheiratet war, für Monia und das ungeborene Kind, Kayo für Sara, Taeris und Milian, Jani für Alika und Tomias und zuletzt Ire für Orell, Ijola und Jona. Es musste nichts bedeuten, dass er nichts von ihm gehört hatte, dennoch betete Jerem, dass er bald Nachricht von seinem Ältesten erhalten würde. Irgendwann ertönte über ihm der Gong zur Dämmerungsmesse, und er begab sich zurück in den Hauptraum.



Sie sangen nur halblaut in die Stille des kaum anbrechenden Tages, doch die Musik füllte sanft den kleinen Raum und brachte die Seelen der Betenden zum Klingen. Ein tröstlicher Friede inmitten des langen Winters. Bis sich plötzlich andere Stimmen unter ihre mischten.

Mitten in der Zeremonie der Vier hob es an. Zunächst leise und entfernt, sodass man hätte meinen können, sich getäuscht zu haben, doch nach einer kurzen Stille setzte eine zweite Stimme ein, lauter und höher. Das Heulen der Wölfe.

Nördlich des Flusses hielten die Leute diese Rufe zwar nicht unbedingt für ein unheilvolles Omen – aber doch für ein Omen. Einige sagten, es kündige eine Geburt an oder Besuch, andere meinten,



der Ruf der Wölfe künde vom Tod. Aber derlei Aberglaube interessierte Taeris nicht. Für ihn bedeutete das Heulen nur eins: dass Wölfe in der Nähe sein mussten. Er versuchte, ihre Zahl auszumachen, doch es war unmöglich, die Stimmen zu unterscheiden. Er hätte selbst die Ohren eines Wolfes haben müssen.

Der Chor war auf seinem Höhepunkt. Sein Vater und ein paar andere erhoben ihre Stimmen, als wollten sie gegen die Wölfe an-singen. Doch jemand anderes, bemerkte Taeris, war plötzlich verstummt.

Die namenlose Fremde saß da, mit großen Augen und leicht geöffnetem Mund. Sie schien zu lauschen und zugleich erstarrt. Etwa in Furcht? Da war etwas Furchtsames, aber das schien nicht der Grund für ihre Reglosigkeit. Sie lauschte, und hätte er raten müssen, er hätte gesagt, was sie hörte, erstaune sie, als wäre es ihr auf eine Weise vertraut, die sie selbst überraschte. Als verstünde sie diese Sprache. Das Heulen wurde schwächer, erste Wolfsstimmen verstummen, dann verebbten auch die letzten Rufe. Pan stimmte die Litanei der Elemente an.

Während der restlichen Messe warf Taeris der Unbekannten immer wieder Blicke zu. Sie bewegte die Lippen, doch er glaubte nicht, dass sie die heiligen Worte mitsprach. Sie wirkte zerstreut. Als der Segen gesprochen war, verließen die meisten das Götterhaus, die Restlichen begaben sich in die Krypten, um zu opfern. Nur Taeris blieb zurück.

Pan schien ihn nicht zu beachten. Erst, als er sich auf wenige Schritte herangeschlichen hatte, bedachte Pan ihn mit einem Blick.

»Wovon sprechen sie?«, fragte Taeris unumwunden.

Pan war milde erstaunt. »Diese Dinge sind komplizierter, als Ihr meint, junger Taeris.«

Es war nicht das erste Mal, das Taeris diese Frage stellte, doch diesmal schien er sich mit dieser Antwort nicht abspeisen lassen zu wollen. Verwundert bemerkte Pan in Taeris' Ausdruck etwas Neues, nicht bloße Neugier, nicht die bloße Faszination eines dalastischen Jungen für das Heulen der Wölfe, sondern etwas, das seine



Frage drängender erscheinen ließ, als sie es zuvor gewesen war.

»Ihr sagtet doch einmal, dass es Menschen gibt, die sie verstehen.«

»Ich denke, du hast mich missverstanden«, sagte Pan. »Wo ich in den Lehren des Göttlichen unterrichtet wurde, gab es einen Tempelältesten, von dem es hieß, er könne das Heulen der Wölfe deuten. Er war ein weiser Mann und vertraut mit vielerlei Zeichen, die die Vier uns in Gestalt der Natur schicken. Doch wovon sie einander sprechen, das weiß nur Le.«

Falls Taeris enttäuscht oder verstimmt war ob dieser Antwort, ließ er es sich nicht anmerken, doch er schien auch noch nicht bereit zu gehen. Er betrachtete Pan forschend. Pan erwiderte den Blick abwartend. Doch Taeris' nächste Frage überraschte Pan.

»Was ist mit Gestaltwandlern? Können sie es verstehen?«

Da war keine kindlich lustvolle Erregung darüber, dass die Geschichten wahr sein könnten. Es war dem Jungen ernst. Doch Pan wehrte ab, ruhig, aber unmissverständlich: »Ich denke, deinem Vater würde es nicht gefallen, dass du über solche Dinge sprichst.«

Taeris zuckte nur die Achseln. »Also?«

Nachdenklich sah Pan ihn an. »Kayo hat dir die Neugier gegeben, damit die Welt nicht unentdeckt, nicht unbesehen bleibt. Doch auch du solltest dich erinnern, dass das sichere Wissen um die Welt dem Einen Blick vorbehalten ist, der alles sieht.«

Damit wandte Pan sich ab und ließ Taeris allein vor Les Auge zurück.

Taeris sah Pan nach, dann betrachtete er das Mosaik. Er nahm es Pan nicht übel. Man wusste nie, ob Pan nicht antworten konnte oder nicht antworten wollte. Aber er wusste sehr gut, dass es seinem Vater nicht gefallen hätte, dass er nach solchen Dingen fragte. Dennoch war er sich ziemlich sicher, dass Pan ihn nicht verraten würde. Außerdem, wenn es jemanden auf Rabenfurth gab, der wirklich etwas wusste über derlei Dinge, wirklich wusste und nicht nur die Geschichten nachplapperte, dann war es Pan. Taeris hatte nicht geplant, diese letzte Frage zu stellen, sie war ihm irgendwie unterlaufen.



Seine Mutter hätte gesagt, dass er sich zu sehr langweilige und seine Zeit sinnvoll verbringen solle, um derartige Flausen loszuwerden. Aber er fühlte sich längst zu alt für derlei Reden.

Den ganzen Tag streifte Taeris über die Mauern und hielt Ausschau, während sich über ihm am Himmel schwere Regenwolken versammelten. Natürlich wusste er, dass er keine Wölfe zu sehen bekommen würde, doch er hatte das Gefühl ihnen so näher zu sein.

Gegen Nachmittag entdeckte er in der Ferne Reiter. Er rief die Torwachen, und die Kunde von Besuchern verbreitete sich rasch auf der ganzen Burg. Ferredos, hieß es, aber von dalastischer Seite, und jemand mit scharfen Augen war der Meinung, neben den Farben Askaros' zwei weitere Wappen gesehen zu haben.

Taeris beobachtete, wie sie unter dem grauen Himmel näher kamen. Es war ein kleiner Tross, nicht das Heer, von dem Jona manchmal sprach. Trotzdem sah sein Vater besorgt aus, als er auf die Mauer kam, um selbst nach den Ankömmlingen Ausschau zu halten. Er wirkte angespannt, und als er in die Ferne spähte und die Wappen erkannte, beschlich Taeris das seltsame Gefühl, seinem Vater wäre es lieber gewesen, ein Heer anrücken zu sehen.

»Erkennst du die Banner?«, fragte er Taeris. Sein Vater sprach, als seien sie im Unterricht, aber seine Stimme hatte die verdächtige Ruhe eines Erwachsenen, der etwas zu verbergen versucht.

»Ja«, sagte Taeris.

»Und?«

»Das sind Karnas und Thalring.«

